

Ronald Hitzler

Die Attitüde der künstlichen Dummheit. Zum Verhältnis von Soziologie und Alltag

I. Eine Welt aus Wissen

Es dürfte unschwer einleuchten, daß die Welt, in der wir leben, vor allem aus dem *Wissen* über diese Welt besteht. Denn: natürlich wird niemand vom Wissen satt, niemand hat dadurch Kleidung oder Wohnung, niemand bekommt Kinder allein durch Wissen, kein Kranker wird davon gesund, kein Armer weniger arm. Keine Schraube bewegt sich, kein Stein wird verrückt nur durchs Wissen; aber: was immer wir tun oder lassen *beruht* auf Wissen. (Fast) nichts geschieht allein durchs Wissen, aber nichts, was wir absichtsvoll tun oder lassen, geschieht *ohne* Wissen. Alles Wissen, so behaupte ich entgegen einigen modischen Ansichten, denen zufolge es auch *unbewußtes* Wissen geben soll, alles Wissen ist per definitionem *bewußt*.

Das heißt aber weder, daß alles Wissen „klar“ ist, noch gar, daß alles Wissen reflektiert wäre. Der größte Teil unseres Wissens ist uns so zur Gewohnheit geworden, daß wir es normalerweise gar nicht mehr bemerken, zumindest so lange nicht, wie es „wie gewohnt“ funktioniert. Selbstverständlich verfügen wir auch über Wissen, von dem wir *wissen*, daß wir es uns angeeignet haben. Wir verfügen auch über Wissen, von dem wir *wissen*, daß wir es uns angeeignet haben *und* daß es einer gewissen regelmäßigen (oder unregelmäßigen) Anwendung bedarf, damit wir es nicht wieder vergessen. Wenn wir uns aber gelegentlich überlegen, was wir wissen, dann fällt uns normalerweise etwas ein, das wir eben nicht nur wissen, sondern das wir *ausdrücklich* wissen. Ein solches Wissen bezieht sich gewöhnlich darauf, was für uns besonders interessant, besonders wichtig oder besonders mit Anstrengung verbunden ist. Wir alle wissen schließlich, daß wir manches wissen und manches andere eben nicht wissen, daß wir manches genau wissen und manches nicht so genau, manches so ungefähr und manches nur ganz sche-

menhaft. Wir wissen sogar, daß wir manches *nicht* wissen.

Was aber hat das mit Soziologie zu tun? Nun: Erstens wissen wir, genauer betrachtet, vieles, was wir zu wissen scheinen, doch nicht – zumindest wissen wir es nicht so genau. Und zweitens wissen wir zwar normalerweise genug, um uns im Alltag mehr oder weniger gut zurechtzufinden, aber wir wissen meistens nicht genau, *was* wir wissen, und noch weniger genau wissen wir, *wie* wir es wissen.

II. Menschen verstehen

In der Soziologie thematisieren wir durchaus alltägliche Sachverhalte (und auch nicht ganz so alltägliche Sachverhalte), jedenfalls sprechen wir oft von Dingen, von denen jeder normale Mensch hierzulande *auch* reden könnte, wenn er wollte, wenn's ihm wichtig oder interessant genug wäre. Aber: Wir sprechen ein wenig anders von diesen Dingen, als man wahrscheinlich normalerweise davon oder darüber reden würde.

Auf einer ganz pragmatischen Ebene läßt sich wohlbegründet behaupten: Wer mit Menschen umgehen will (oder muß), tut gut daran, ihr Alltagsleben kennenzulernen. Und zwar so kennenzulernen, daß er es auch versteht. Verstehen gelingt vorzüglich dann, wenn wir eigene Interessen und Moralen zu suspendieren und uns vorsätzlich und zeitweilig auf die der anderen einzulassen vermögen (vgl. Hitzler 1982; Soeffner 1983). Dazu ist es sinnvoll, Einsicht in die Konstruktionsprinzipien, in die Tiefenstruktur menschlicher Gesellschaftlichkeit zu gewinnen. Auf solche Einsicht wiederum zielt die naheliegende Frage, wie denn Gesellschaft überhaupt möglich sei, wie es den Menschen gelinge, angesichts eines schier unerschöpflichen Potentials von Alternativen tagtäglich ihr Zusammenleben zu koordinieren.

Soziologen befassen sich also damit, was Leute so tun (oder lassen). Und weil, wie gesagt, unser absichtsvolles Tun und Lassen zwar nicht *nur* Wissen, aber vor allem und zunächst Wissen ist, befassen sich Soziologen im Grunde vor allem mit dem, *was* Leute wissen, *wie* sie es wissen und *warum* sie es wissen. Denn von grundlegendere Bedeutung als irgendwelche politischen, philosophischen, religiösen, mythologischen Wissenssysteme ist eben das sozial verteilte Alltagswissen für die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit, weil alle „Ideen“ aufruhend auf alltäglichen, selbstverständlichen Sinn- und Bedeutungsstrukturen (dazu Berger/Luckmann 1969). Und weil das meiste, was Leute wissen, nicht von ihnen allein entdeckt, gefunden oder erfunden worden ist, sondern vorher und gleichzeitig auch von anderen Leuten gewußt wurde und wird, weil unser Wissen (vom völlig selbstverständlichen bis hin zum ausdrücklich außergewöhnlichen) vor allem darauf beruht, daß wir es direkt oder indirekt von anderen erfahren haben (wie auch immer), deshalb heißt die Soziologie des *Wissens* auch zu Recht *Soziologie* des Wissens.

Soziologie in diesem Verstande ist nicht nur die „Lehre von der Gesellschaft“ (was immer „die Gesellschaft“ sein mag), sondern vor allem die Lehre von der *Gesellschaftlichkeit* des Menschen. Die Lehre also, die sich mit *all dem* (und wirklich mit *all dem*) befaßt, was Menschen tun oder lassen, und zwar ausgehend von der plausiblen Annahme, daß das allermeiste von dem, was Menschen tun oder lassen, damit zusammenhängt (*irgendwie* damit zusammenhängt), daß es auch noch andere Menschen gibt. Und im Grunde tut Soziologie kaum etwas anderes, als dieses „Irgendwie“ aufzudröseln, zu zerlegen, zu befragen, zu beschreiben und zu erklären. Wenn Soziologie gelingt, dann verstehen wir irgendwie irgendwo irgendwas „besser“ als vorher. Das heißt, wir verstehen dann *Menschen* besser. Wenn Soziologie *nicht* gelingt, können wir nur irgendetwas *anders* erklären bzw. schlimmstenfalls etwas nur *mit anderen Worten* benennen als vorher. Und hier soll eben versucht werden, Soziologie zu definieren als eine besondere Art und Weise, die Menschen und ihre Wirklichkeit zu betrachten, welche uns dabei helfen kann, Menschen einfach erst einmal

zu *verstehen* (Berger 1969; Berger/Kellner 1984).

Ein zentrales Paradigma einer solchen verstehenden, einer solchen re-konstruktiven Soziologie ist das bekannte Thomas-Theorem, wonach eine als *real definierte* Situation tatsächlich *reale Folgen* nach sich zieht. – Eine derartige Auffassung scheint zunächst auf eine Überbetonung der subjektiven Möglichkeiten des einzelnen hinzuweisen. Dies ist jedoch durchaus nicht der Fall, denn im Thomas-Theorem ist keineswegs vorentschieden, aufgrund welcher Vorgaben, welcher Rahmenbedingungen, welcher Gewißheiten wir einem Sachverhalt den Wirklichkeitsstatus verleihen. Das Thomas-Theorem weist lediglich darauf hin, daß es naiv wäre, von behavioristischen Grundannahmen auszugehen, also etwa davon, daß zwischen Mensch und Umwelt ein Response-Stimulus-Verhältnis bestünde, daß menschliches Handeln in naturgesetzliche Kausalketten eingebaut wäre usw. (vgl. Hitzler/Honer 1984). Das heißt, Menschen sind nicht einfache Elemente von Zusammenhängen (und damit auch nicht einfach „Opfer von Umständen“), sondern Menschen sind auch Konstrukteure, Erbauer ihrer Wirklichkeiten. Menschen konstruieren aber auch nicht im „luftleeren Raum“, sondern unter „objektiv“ nachweisbaren Bedingungen, im Rahmen also der zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebenen ökonomischen, technischen und ideologischen (z. B. politischen und kulturellen) Umstände, aufgrund vorgängiger individueller und kollektiver Einstellungen und aufgrund eben der – normalerweise sozial vorformulierten – „Auswahlkriterien“, nach denen die Weltwahrnehmung selektiert wird.

Wir sehen also: Soziologie kann man, *muß* man lernen! Das heißt aber nicht, daß Soziologie primär und vor allem ein – kanonisches oder chaotisches – System von Spezialausdrücken wäre (als welches sie leider immer wieder auch von Soziologen vermittelt wird). Soziologie ist wenig geeignet als „Gewürz“, das man über seine sonstigen Kenntnisse streut, um damit irgendwelche anderen Leute (oder auch sich selber) zu beeindrucken: Wer weiß, worin der Unterschied zwischen einem Interrollenkonflikt und einem Intra-rollenkonflikt besteht oder zwischen funktio-

nalem Strukturalismus und strukturalen Funktionalismus, der weiß erstmal nur Wörter. Wer die Verhältnisse zwischen Menschen, die sich hinter solchen Begriffshülsen verbergen, begreift, der hingegen ist ein Soziologe, auch wenn er die Terminologie schlecht beherrscht. Ein *guter* Soziologe allerdings sollte auch gelernt haben bzw. immer besser lernen, die professionelle Konstruktion von Wörtern mit der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit zu verknüpfen, denn soziologische Begriffe sind – von, allerdings zahlreichen, Ausnahmen abgesehen – durchaus nicht sinnlos oder überflüssig, sondern sie erleichtern, wenn sie korrekt definiert und verwendet werden, in hohem Maße die Verständigung zumindest zwischen den Soziologen selber (vgl. Soeffner 1982; Gross 1979). Und das wiederum ist außerordentlich nützlich, denn wenn Fachleute (jedweder Profession) weniger Kapazitäten brauchen, um sich *untereinander* zu verständigen, so haben sie mehr Kapazitäten frei, um sich auch anderen Leuten verständlich zu machen. Wer vernünftig soziologisch *arbeiten* will, wird also nicht umhinkommen, sich auch das spezielle Vokabular anzueignen. Vordringlicher als terminologische Exerziten aber ist die Aneignung einer bestimmten, eben genau *nicht*-alltäglichen Einstellung zu den Menschen und ihrer Wirklichkeit, bzw. zu ihren Wirklichkeiten.

III. Pragmatische und andere Einstellungen

Damit läßt sich vielleicht klären, was unter Alltag zu verstehen ist, und warum Soziologie einerseits etwas ganz anderes ist und sich andererseits doch gerade mit ihm zu befassen hat. Alltag zu beschreiben oder gar zu definieren ist offenbar nicht ganz einfach: Alltag läßt sich sinnvoll *weder* bestimmen als das Gegenteil von Festtag, *noch* von Arbeitstag, noch von Urlaub. Weit plausibler ist es schon zu sagen, Alltag sei dann, wenn etwas „wie gewohnt“ verlaufe. Aber nicht alles Gewohnte ist alltäglich (wenngleich das meiste), und nicht alles, was Alltag ist, ist *nur* Gewohnheit. Aber vielleicht kommen wir weiter, wenn wir anknüpfen an dem, was wir über das Wissen gesagt haben und darüber, daß die Wirklichkeit des Menschen vor allem aus Wissen bestehe.

Wenn wir uns überlegen, was wohl alltägliches Wissen sein könnte, so stoßen wir zweifellos zunächst auf *all das*, was uns normalerweise gar nicht ausdrücklich als Wissen präsent ist, obwohl selbstverständlich auch ausdrückliches Wissen Teil des Alltags sein kann. Ist demnach also entweder nur *das* Wissen, das jedermann hat, Alltagswissen, oder ist gar alles Wissen Alltagswissen? Nun, weder noch: Alltagswissen ist vielmehr vor allem ein besonderes Wissen darüber, wie man mit Wissen umzugehen hat, nämlich *pragmatisch*, d. h. bezogen auf die Notwendigkeit, sein Leben zu „vollziehen“. Nur wenn wir in diesem Sinne wissen, wie man mit Wissen umzugehen hat, können wir uns wechselseitig verständigen. Und alles, worüber man sich sprachlich verständigen kann, ist Alltagswissen bzw. per definitionem die explizite oder zumindest implizite „Übersetzung“ von Sonder- in Alltagswissen.

Anders ausgedrückt: Alltag ist sinnvoll nicht als Zeitausschnitt zu definieren, sondern als *Einstellung*, die Menschen gegenüber sich selber, gegenüber anderen Menschen und gegenüber der Welt überhaupt haben. Und zwar als jene Einstellung, die davon ausgeht, und zwar normalerweise ziemlich fraglos davon ausgeht, daß man manches tun und manches lassen kann, daß es Wichtiges, weniger Wichtiges und Unwichtiges gibt (und daß dies mal Dies und mal Jenes sein kann), daß manche Dinge einfach passieren, daß andere nur passieren, wenn man etwas tut oder etwas läßt, daß es Unterschiede gibt, z. B. zwischen richtig und falsch, zwischen oben und unten, daß andere Leute die Dinge sehen wie ich, oder auch – zu ihrem eigenen Schaden – eben nicht, usw. Kurz: Alltag ist einfach eine pragmatische Einstellung, die wir offensichtlich mit anderen Menschen irgendwie teilen. Alltag ist jene Geisteshaltung, in der wir annehmen, daß andere normale, hellwache, erwachsene Menschen im großen und ganzen Menschen „*wie wir*“ sind, daß sie also, wären sie an unserer Stelle, „die Dinge“ auch ungefähr so sehen würden, wie wir sie sehen (vgl. Schütz 1971).

Wie aber kommt diese „Generalthese“ zustande? Und wie kommt es, daß sie sich normalerweise bewährt? Nun, das meiste von dem, was wir wissen, haben wir nicht selber erfunden.

Vieles haben wir durchaus nicht selber entdeckt, so manches haben wir auch gar nicht selber erfahren. Unser individuell verfügbares Wissen ist uns vielmehr zum größten Teil über und durch andere vermittelt, es ist sozusagen sozial „abgeleitet“. Abgelagert, erinnert und angewandt allerdings wird es aufgrund subjektiver Relevanzen, also entsprechend dem, was dem einzelnen – warum auch immer – eben mehr, weniger, kaum oder gar nicht dringlich, wichtig, bedeutsam erscheint. Aber auch wenn das, was wir subjektiv wissen, *empirisch* vor allem aus dem aufgebaut wird, was gesellschaftlich an Wissen verfügbar ist, so setzt sich andererseits logisch doch der soziale Wissensvorrat aus – vergangenen und gegenwärtigen – individuellen Bewusstseinsleistungen zusammen. Individuelle Erfahrungen, die sich lebenspraktisch bewähren, werden über Sozialisationsprozesse an andere vermittelt und allmählich so etwas wie gesellschaftliches „Allgemeingut“. Jener Teil des Wissens, über den mehr oder weniger „jedermann“ verfügen muß, um sich im Alltag einer Gesellschaft zurechtzufinden, nennen wir eben *Alltagswissen*. Aber nicht alles Alltagswissen betrifft alle Gesellschaftsmitglieder in gleicher Weise, in gleichem Maße und zur selben Zeit (vgl. Luckmann 1981; Schütz/Luckmann 1979; dies. 1984). (Wir brauchen hier nur an den „kleinen“, aber unumgänglichen biologischen Unterschied zwischen den Geschlechtern zu denken.) Daher ist nicht nur spezielles, sondern eben auch alltägliches Wissen *faktisch* – in Grenzen – ungleich verbreitet.

Alltagswissen ist also – vor allem, aber nicht nur – eine sozial verteilte Ansammlung von Gewisshheiten darüber, daß Dieses oder Jenes eben so und so und nicht anders ist, und daß es besser sei, so und so statt eben so zu handeln, um diese oder jene Probleme zu bewältigen. In der alltäglichen Einstellung handeln und verhalten wir uns mit einer gewissen Selbstverständlichkeit und Sicherheit. Wir „wissen“ mehr oder minder definitiv, mehr oder minder genau, wie „man“ die Dinge zu handhaben, das Verhalten der Mitmenschen zu deuten und wie man mit ihnen umzugehen hat. Ohne bewährtes Alltagswissen könnten wir wohl kaum zusammenleben. Über Alltagswissen müssen wir nicht nur selber verfügen. Wir müssen es „im großen und ganzen“

auch den anderen unterstellen, damit *soziale Interaktion* normalerweise gelingt. Offensichtlich zwar sind wir prinzipiell sehr wohl in der Lage, Alltagswirklichkeit zu bezweifeln; um aber das Leben praktisch bewältigen zu können, müssen diese Zweifelmöglichkeiten zumindest vorübergehend und immer wieder suspendiert, ausgeschaltet, ausgeklammert werden. Und eben jene Einstellung, in der der mögliche Zweifel an der Realität ausgeschlossen bleibt, nennen wir die alltägliche.

Wenn aber Alltag *nicht* einen Zeitausschnitt bezeichnet, sondern eine bestimmte Art der *Einstellung* gegenüber dem Leben und der Welt, dann folgt daraus wohl zwingend, daß es auch andere Einstellungen, andere Erfahrungsmodalitäten geben muß. Und in der Tat, es gibt solche anderen Einstellungen, solche anderen Bewusstseinsspannungen: Eine, die uns allen wohl vertrauteste, ist der Traum. Der Traum ist so anders als der Alltag, daß wir fast schon sagen könnten, er sei eine andere „Welt“. Die Traumwelt – die aber natürlich keine Welt in einem ontologischen Sinne ist, sondern eben eine andere Art von Erfahrung –, die Traumwelt gehört uns (um nur den augenfälligsten Unterschied aufzuzeigen), im Gegensatz zur Alltagswelt, ganz *allein*: Wir teilen den Traum mit niemandem (wir teilen ihn allenfalls danach aus der Erinnerung mit). Im Traum verändern sich unsere Kriterien dafür, und auch die erlebte Abfolge von Ereignissen kann im Traum z. B. ganz anderen Regelmäßigkeiten folgen als in der Alltagswelt.

Wieder andere Formen der Erfahrung eröffnen sich in den verschiedenen Phantasiewelten, denen wir uns zuwenden, in die wir gleichsam versinken können: Im Phantasiespiel z. B. oder in der religiösen Ekstase bzw. der religiösen Versenkung oder bei Tagträumereien usw. – Alle diese Einstellungen haben zumindest eines gemeinsam: Sie unterscheiden sich mehr oder weniger deutlich von unserer alltäglichen Einstellung, und wir kehren aus ihnen allen zwangsläufig früher oder später in die alltägliche Einstellung zurück, in die Einstellung, in der wir die Welt mit anderen Menschen teilen, in der wir miteinander kommunizieren können, in der wir auch als Körperwesen – in unserer Leiblichkeit

– existieren, d. h. in die Welt, in der wir essen und trinken, uns reinigen und entleeren, in der wir arbeiten und uns lieben usw. Kurz: die Welt, die wir (jedenfalls wir „moderne Menschen“) *irgendwie* als „wirklicher“ empfinden als die anderen. Darum nennen wir die Alltagswelt auch die „ausgezeichnete Wirklichkeit“, und die anderen Erfahrungsstile die „außeralltäglichen Wirklichkeiten“ oder auch die „Subsinnwelten“ (Schütz/Luckmann 1979; dies. 1984; Schütz 1979).

Eine wichtige Subsinnwelt, *einen* nichtalltäglichen Erfahrungsstil haben wir bislang noch außer acht gelassen: die *theoretische* Einstellung. Jene Subsinnwelt also, in der das pragmatische Interesse des Alltags (das diktiert wird stets von der Notwendigkeit, „irgendwie“ sein Leben zu fristen) abgelöst wird von einem rein kognitiven Interesse, von dem Interesse, einen Sachverhalt nicht praktisch zu bewältigen, sondern ihn zu analysieren. Die theoretische Einstellung ist die Einstellung, in der wir gänzlich uninteressiert sind daran, uns den pragmatischen Notwendigkeiten des Alltags zuzuwenden; außer in dem Sinne eben, daß wir sie praktisch distanzieren zur Kenntnis nehmen und darüber nachdenken (vgl. Soeffner 1982; ders. 1983). „Theoretische Einstellung“ heißt demnach, die Lebensinteressen, die unser alltägliches Handeln leiten, auszuklammern, unsere alltäglichen Hoffnungen und Befürchtungen beiseite zu lassen und eben mit kühlem Kopf zu analysieren, was des Analysierens auch immer für wert erachtet wird.

IV. Spielregeln bezweifeln

In diesem Verstande der theoretischen Einstellung wollen wir auch die Soziologie als eine besondere Einstellung, als eine spezielle Perspektive der Welterfahrung bestimmen: Wenn denn soziologisches Denken vor allem eine Erscheinungsform der theoretischen Einstellung zur Wirklichkeit ist (was *nicht* etwa heißt, daß der praktische Vollzug von Soziologie als einem Wissenschaftsbetrieb nicht *auch* zum Alltag gehören würde), wenn also soziologisches Denken vor allem eine solche außeralltägliche Art und Weise bezeichnen soll, die Dinge zu sehen, was kennzeichnet dann die Soziologie insbesondere – auch gegenüber anderen professionellen Attitüden (wie z. B. die der Sozialpädagogik)?

Soziologen, was immer sie im einzelnen tun – und sie tun ungemein verschiedene Dinge: thematisch, methodisch und theoretisch ist kaum eine andere Wissenschaft so vielgestaltig wie gerade die Soziologie –, Soziologen also, was immer sie gerade als Soziologen konkret tun, haben als Soziologen eines gemeinsam: Sie versuchen, Menschen, bzw. Konglomerate von Menschen (also auch ganze Gesellschaften) auf die Spielregeln aufmerksam zu machen, nach denen sie ihr *alltägliches* Leben vollziehen. Dabei stellt sich heraus, daß durchaus nicht alle Menschen nach den gleichen Spielregeln miteinander leben. Was immer das sonst noch für Konsequenzen hat, auf alle Fälle zeigt es, daß auch die Spielregeln selber nicht irgendwie „natürlich“, oder gottgewollt, oder den Menschen von sonst woher (z. B. von der Geschichte) zwangsweise auferlegt sind, sondern, daß Menschen auch ihre Spielregeln, nach denen sie dann leben, gemeinsam – was nicht heißt: einträchtig – *machen*. Oder, um es etwas soziologischer auszudrücken: daß Wirklichkeit eine gesellschaftliche Konstruktion ist (Berger/Luckmann 1969).

Soziologie selber ist auch eine Konstruktion, nämlich ein System von gesellschaftlichem *Sonderwissen*, das sich eben mehr oder weniger gut dazu eignet, diese gesellschaftlichen Konstruktionen ihren Prinzipien, ihren Regelmäßigkeiten und Regeln nach zu re-konstruieren. Wenn Soziologie aber beschreiben, erklären, analysieren soll, wie Menschen in Gesellschaft *alltäglich* Wirklichkeit herstellen, so ist es durchaus sinnvoll, daß sie selber eine gewisse Distanz zu diesem alltäglichen Geschehen einnimmt, daß der Soziologe als Soziologe also weder die Geschäfte der Herrschenden noch die der Aufrührer betreibt (s. Berger 1969; Berger/Kellner 1984).

(Selbstredend kann ein Mensch, der unter anderem auch Soziologe ist, an Revolutionen teilnehmen, oder Polizeidienst tun. Er macht dabei vielleicht wichtige Erfahrungen, die er auch soziologisch reflektieren kann – d. h. er sammelt „Daten“. Aber *als* Soziologe, als jemand, dessen Beruf es ist, zu re-konstruieren, was Menschen konstruieren, *als* Soziologe muß er sich notwendigerweise heraushalten aus dem Getriebe der Alltagswelt. Sonst verschwimmen ihm die Perspektiven.)

Alltägliches Handeln muß *notwendigerweise* mit Gewißheiten operieren, muß Selbstverständlichkeiten voraussetzen, muß auf moralischen Urteilen aufrufen, muß Routinen beinhalten (was alles noch überhaupt nichts Inhaltliches festlegt). Soziologie als „Entzauberung“ dagegen kann nur gelingen, wenn sie allen diesen Pragmatismen mit skeptischen bzw. skeptizistischen Vorbehalten begegnet. In diesem Sinne läßt sich so etwas wie ein allgemeiner *Orientierungsrahmen soziologischen Denkens und Arbeitens* formulieren: (1) es gibt keine uninteressanten gesellschaftlichen Phänomene. (2) Gesellschaftliche Phänomene tragen stets einen (von Menschen gemachten) Sinn in sich. (3) Dieser Sinn kann prinzipiell rekonstruiert und interpretiert werden. (4) Um interpretieren und rekonstruieren zu können, braucht man Informationen, die über Methoden verschafft werden können. (5) Es gibt zwar keine schlechten Methoden, aber es gibt schlechte Anwendungen von Methoden. (6) Theoretische Reflexion kann helfen, Methoden besser, d. h. dem untersuchten Phänomen angemessener zu verwenden (vgl. *Hitzler* 1984).

Soziologie ist also vor allem eine besondere theoretische Einstellung, die wir als methodischen, d. h. als beabsichtigten und systematisch eingesetzten *Skeptizismus* bezeichnen können. Dieser methodische Skeptizismus ist eine Art von künstlicher „*Dummheit*“, von absichtlicher Naivität, weil er, um Verhältnisse und Zusammenhänge besser durchschauen zu können, freiwillig so tut, als ob ihm das, was man einfach weiß (und wissen muß, um mit den anderen leben zu können), unbekannt sei. Dadurch kann – praktisch vor der Folie des künstlichen Nicht-Wissens – das alltägliche, in der Gesellschaft übliche Wissen, auf das sich das *Interesse* des Soziologen richtet, deutlicher zutage treten. Tatsächlich ist die Haltung des Skeptizismus natürlich nicht *nur* absichtliche Dummheit, sondern *auch* das vorübergehend ausgeklammerte, aber eben doch vorhandene Wissen. Der Skeptizismus ist im Kern also die Erfahrung, die aus der Spannung *zwischen* dem, was man weiß, und dem, was man erfährt, wenn man so tut, als ob man nichts weiß, herrührt. Soziologie im skizzierten Sinne beginnt also mit einem scheinbar (oder unscheinbar) naiven *Fragen* aufgrund einer

expliziten und systematischen „Ungläubigkeit“ gegenüber gesellschaftlich vorhandenen und individuell zuhandenen Gewißheiten. Vielleicht läßt sich also die *ideale* soziologische Einstellung so formulieren: *Als Soziologe sollte man an allem zweifeln — nur daran nicht, daß man an allem zweifeln sollte.*

V. Didaktischer Nachtrag

Der vorangestellte Text ist die überarbeitete Fassung einer Sequenz aus einer Vorlesung zur „Einführung in die Soziologie“ für Studienanfänger der Fachrichtung Sozialpädagogik an der staatlichen Berufsakademie Heidenheim. Das gesamte Seminar umfaßte, neben weiteren Vorlesungsteilen über die formale Dialektik menschlicher Gesellschaftlichkeit, über die Phänomene der Legitimierung und Nihilierung, über Gesellschaftlichkeit im Wandel, über einige Perspektivunterschiede zwischen Soziologie und Sozialpädagogik, über alltagsrelevante Forschungsmethoden und über einige konkrete Beispiele von Alltagserfahrungen, auch studentische Referate auf der Grundlage kürzerer Passagen „klassischer“ englischsprachiger Texte (die der von *Robert G. Park* und *Ernest W. Burgess* edierten „Introduction to the Science of Sociology“, 3rd ed., University of Chicago Pr., Chicago und London 1969, entnommen waren). Der propädeutische Anspruch des Seminars galt dem Versuch, eine Alternative zu der für Einführungskurse eher typischen (leidigen) „Zettelkastensoziologie“ zu entwickeln. Das heißt, statt des üblichen Parforce-Ritts durch heterogene, kaum aufeinander beziehbare Theorie-Versatzstücke, die jeweils für als „zentral“ kanonisierte Problembereiche bereitstehen, sollte vom „Erleben von Welt“ aus eine argumentativ stimmige „Übersetzungsarbeit“ in eine genuin *soziologische* Problemsicht geleistet werden.

Entgegen der m. E. unter Soziologen dringend gebotenen internen Besinnung auf die philosophischen – nicht nur, aber vor allem also auf die epistemologischen – Bedingungen der Möglichkeit unserer Forschungspraxis, war damit hier zunächst die vorgängige (alltägliche und professionelle) Wertverhaftung der Studierenden zu problematisieren. Denn: erst wenn die Notwendigkeit einer *nicht*-engagierten Sichtweise plausibel erscheint, läßt sich ihre erkenntnistheoretische

Problematik thematisieren, ohne beim Gegenüber sogleich wieder „Alltagstheorien“ zu provozieren (vgl. *Luckmann* 1974).

Letztlich aber wird das „Wertfreiheitspostulat“ ein rationalistischer Idealtypus sozialwissenschaftlichen Verstehens und Erklärens, eine Bezugsgröße professioneller Sozialisationsmaßnahmen bleiben müssen. Denn *praktisch* ist auch der moralisch „desinteressierte“ Soziologe kein leidenschaftloser (Super-)Visor des Weltgetriebes, sondern ein unumgänglich „besorgter“ Teilnehmer am gesellschaftlichen Prozeß der Wirklichkeitskonstruktionen. Das „Dilemma“ des Sozialwissenschaftlers, *zugleich* Mitwirkender, Zuschauer und Berichterstatter des menschlichen „Dramas“ zu sein, läßt sich nicht einfach mit einem kognitivistischen Münchhausen-Trick lösen. Es verweist auf eine existenzielle Dimension unseres In-der-Welt-Seins überhaupt und verbleibt somit auch in der wissenschaftlichen Einstellung als permanente existenzielle Spannung (vgl. *Hitzler* 1982; *ders.* 1984). Trotzdem scheint die *relative* und temporäre Distanz ein analytisch sinnvolles, weil erkenntnisgenerierendes *Mittel* unserer Forschung, um sich gegen die fruchtlose Konfusion von Verstehungsbereitschaft und Veränderungswillen zu wappnen.

Die methodisch kontrollierte Alltagsorientierung ist mithin nicht nur – nicht einmal vor allem – ein didaktischer Kunstgriff, sondern eine empirisch einlösbare – und zu großen Teilen auch bereits eingelöste – theoretische Prämisse, denn nur über die Rekonstruktion sinnhafter Wirklichkeitserfahrung – insbesondere ihrer alltäglichen Formen – läßt sich eine Gegenstands-adäquate Grundlegung, eine mathesis universalis der Sozialwissenschaften im weitesten Sinne formulieren (vgl. *Luckmann* 1980). (Womit natürlich die in der neueren Wissenssoziologie virulente Frage, wie es möglich sei, daß subjektiver Sinn zu objektiver Faktizität werde, noch keineswegs beantwortet ist.)

Unschwer zu erkennen ist wohl, daß hier auf ein in der engeren und weiteren Tradition von *Alfred Schütz* formuliertes, phänomenologisch orientiertes Verständnis der Wissenschaften vom Sozialen rekurriert wird, das zwar als partiell ergänzungs- und punktuell vielleicht auch korrekturbedürftig erscheint, prinzipiell sich bislang

aber als tragfähigstes Fundament einer für unsere Disziplinen verbindlichen Wissenschaftssprache erweist. Die hier vertretene Auffassung des besonderen Verhältnisses zwischen alltäglichem und soziologischem Wissen adaptiert im wesentlichen die einschlägigen Positionen von *Peter Berger*, *Thomas Luckmann* und *Hans-Georg Soeffner*, womit jedoch keineswegs die Zuständigkeit für etwaige theoretische Entgleisungen des Verfassers an diese delegiert werden soll.

Zitierte und weiterführende Literatur

- P. Berger*: Einladung zur Soziologie. Olten und Freiburg i. Br.: Walter-Verlag 1969.
P. Berger und *H. Kellner*: Für eine neue Soziologie. Frankfurt/M.: Fischer 1984.
P. Berger und *T. Luckmann*: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M.: Fischer 1969.
P. Gross: Die unmittelbare soziale Beziehung als Problem sozialwissenschaftlicher Analyse. In: *H.-G. Soeffner* (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler 1979, S. 188-207.
R. Hitzler: Den Gegen-Stand verstehen. In: *Soziale Welt* 33 (1982) H. 2, S. 136-156.
R. Hitzler: Existenzialer Skeptizismus. In: *Sociologia Internationalis* 22 (1984) H. 2, S. 197-215.
R. Hitzler und *A. Hoyer*: Lebenswelt – Milieu – Situation. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 36 (1984) H. 1, S. 56-74.
T. Luckmann: Das kosmologische Fiasko der Soziologie. In: *Soziologie* (Mitteilungsblatt der DGS, d. i.: Deutsche Gesellschaft für Soziologie) 2 (1974), S. 15-32.
T. Luckmann: Philosophie, Sozialwissenschaft und Alltagsleben. In: *Ders.*: Lebenswelt und Gesellschaft. Paderborn u. a.: Schöningh 1980, S. 9-55.
T. Luckmann: Einige Überlegungen zu Alltagswissen und Wissenschaft. In: *Pädagogische Rundschau* 35 (1981), S. 91-109.
A. Schütz: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1. Den Haag: Nijhoff 1971.
A. Schütz und *T. Luckmann*: Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1 und 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1979 und 1984.
H.-G. Soeffner: Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. In: *Ders.* (Hrsg.): Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie. Tübingen: Narr 1982, S. 9-48.
H.-G. Soeffner: Alltagsverstand und Wissenschaft. In: *P. Zedler/H. Moser* (Hrsg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1983, S. 13-50.